

Nr. 145. Bromberg, den 13. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

XXXI.

Die Villa Dahlquist lag so versteckt hinter den Tannen und Kastanien des Parkes, daß man von der Straße aus kaum etwas von dem hellen Sandstein erblicken konnte, aus dem das Haus erbaut war. Als der schwere sechzigpferdige Tourenwagen, den Jan am Vormittag gekauft hatte, vor dem schmiedeeisernen Tor hielt, wies Orpp mit einer selbstbewußten Handbewegung auf die stille Straße und die alten Parkbäume. „Hochvornehme Sache, lieber Fock. Die Viertelmillion ist doch nicht ganz so unverschämt, wie?"

„Es scheint so."

Sie stiegen aus und läuteten.

„Sagen Sie mal, Orpp," erkundigte sich Jan verlegen, als sie vor dem Tor warteten, „muß man die alte Dame nun mit „Exzellenz" anreden oder genügt „gnädige Frau"?"

„Sagen Sie lieber „Exzellenz"! Es hört sich besser an und macht mehr Freude."

„Schön!"

Der alte Diener, der ihnen öffnete, schien am ganzen Leibe von rheumatischen Beschwerden geplagt zu sein. Bei jedem Schritt verzog er wehleidig das Gesicht. Auf seinem Kopf saß eine struppige schlecht gekämmte Perücke.

Ihre Exzellenz sei zu Hause und erwarte die Herren, sagte er verdrossen und schien beständig auf die Schmerzen in seinen Beinen zu lauschen.

Unter seiner Führung schritten sie dem Hause zu. Ein breiter Säulenvorbau wurde sichtbar, hohe Glastüren und Fenster.

„Für meinen Geschmack ein bißchen zu feierlich, lieber Orpp!" flüsterte Jan, eingeschüchtert und bedrückt durch die dicken Säulen, die ihn an die griechischen Tempel in den Schullesebüchern erinnerten. „Ich habe mir mein Haus immer luftiger und heiterer vorgestellt."

Aber links und rechts vom Hause blitzte die Wasserfläche des Wannsees auf. Weiße Segel grüßten herüber. Von einem Dampfer kam Blechmusik. Jan summte die Marschmelodie mit, als Orpp ihm nicht antwortete.

Frau von Dahlquist war eine Greisin von etwa siebzig Jahren. Sie hatte sich die schlanke zierliche Gestalt eines jungen Mädchens bewahrt, und ihr kleines, gelblich blasses Gesicht war beinahe noch ohne Runzeln. Niemals hatte Jan so gütige Augen gesehen. Diese Augen betrachteten ihn sehr aufmerksam, dann lächelte sie und streckte ihm ihre Hand hin. Er nahm sie sehr vorsichtig in die seine und drückte sie noch vorsichtiger.

Sie sieht aus, wie die alten guten Mütterchen aus dem Märchen, dachte er, und wenn sie lächelt, ist sie sogar noch schön. Man könnte sehr glücklich sein, wenn man sie zur Mutter hätte.

Ohne viel Umstände und Feierlichkeit begann sie, ihm alle Räume des Hauses zu zeigen. Der Diener ging ihnen voraus und öffnete die Türen. Jan bemühte sich, sehr leise aufzutreten und sprach während der Besichtigung nur sehr wenig. Die Erklärungen, die ihm die helle, etwas zitternde Stimme der Greisin gab, begleitete er mit einem stummen Kopfnicken. Er gewann auch nur einen sehr oberflächlichen Eindruck von dem Hause. Es war alles sehr alt und ehrwürdig, ein wenig zu düster für seinen Geschmack und deshalb bedrückend. Aber während er dies nur mit halben Sinnen in sich aufnahm, dachte er an das baufällige Haus droben in Ulvesbüll, an die niedrigen viereckigen Fenster, von denen man auf die ausgespannten Netze sah und auf das ewig bewegte Meer. Er dachte an die drei verräucherten Zimmer, an die Gaststube mit den blankgescheuerten Tischen, zwischen denen seine Mutter ein Leben lang geschäftig hin und her gelaufen war. Er sah die Modelle der Segelschiffe vor sich, die an den Deckenbalken hingen, und auch jenes kleine zierliche Modell, das den Fischdampfer darstellte, mit dem sein Vater irgendwo bei den Orkneys verschollen war.

Er seufzte leise auf und schämte sich, daß dieses Haus sein Eigentum werden sollte.

Abermals sah ihn Frau von Dahlquist mit ihren klugen blauen Augen an, aber sie lächelte diesmal nicht, sie zupfte nachdenklich das graue Seidenjabot zurecht, das den Brustausschnitt ihres schwarzen Kleides ausfüllte.

Als die Besichtigung beendet war, wurden Jan und Orpp gebeten, eine Tasse Tee zu nehmen. In den Rohrsesseln der glasbedeckten Veranda ließen sie sich nieder. Ein chinesisches Palasthündchen mit langem schwarzem Seidenfell lag zusammengerollt in den Kissen eines Bastkorbes. Beunruhigt blinzelte es aus seinen glänzenden Kugelaugen zu den beiden Fremden auf und schlummerte dann wieder weiter.

Frau von Dahlquist faltete die Hände im Schoß ineinander und blickte zu Jan hinüber. „Ja, nun soll das Haus verkauft werden," sagte sie mit ihrer sanften zitternden Stimme. „Ich kann es nicht mehr länger halten, die Abgaben sind zu hoch, aber trennen kann ich mich von hier nicht." Sie lächelte schüchtern und um Nachsicht bittend. „Manche Angebote, die mir gemacht worden sind, scheiterten an dieser Forderung, und ich kann mich doch nicht überwinden, darauf zu verzichten. Wenn Sie, mein Herr, nicht einverstanden . . ."

„Das Haus gefällt mir," antwortete Jan eilig und mit Nachdruck, „es gefällt mir ausgezeichnet. Der Park und der See sind für mich die Hauptsache. Ich muß mir Bewegung machen können; Zimmer sind Gefängnisse. Ich bin es nicht gewöhnt, Wände um mich zu haben . . ." Er fürchtete, allzu redselig zu werden und brach unvermittelt ab.

In Frau Dahlquists Augen standen Verwunderung und Neugier. „Ich erfuhr von Herrn Orpp, daß Sie das Haus nicht ständig bewohnen wollten?"

„Nein, ich kann mich immer nur vorübergehend in Deutschland aufhalten — während der nächsten Jahre wenigstens. Aber ich werde doch so viel wie möglich hier sein. Hotels behagen mir nicht. Ich will ein Haus haben, das auf mich wartet, wenn ich nach Deutschland komme."

Die alte Dame nickte.

„Es würde mich also nicht im geringsten stören, wenn Sie, Exzellenz, hier wohnen bleiben; im Gegenteil: ich wäre zufrieden, wenn ich das Haus in Ihrer Hut wüßte."

Frau von Dahlquist lächelte dankbar. „Dann bleibt nur noch der Preis zu erörtern, Herr Fock. Der Herr Justizrat Sünnekamp hält zweihundertfünfzigtausend Mark für angemessen. Ich würde mich indessen einstweilen mit einer Anzahlung begnügen."

Hier wollte Orpp eingreifen, um seinem geschäftsunkundigen Brotherrn nützlich zu sein. Aber Jan ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Wir brauchen wegen des Preises nichts

zu erörtern," sagte er so zart wie möglich. „Ich zahle natürlich, was Sie verlangen, Exzellenz. Das Geld wird Ihnen angewiesen, sobald Sie es wünschen." Er huschte eilig und verlegen über die Geldfrage hinweg und dachte wieder an das Haus in Ulvesbüll und an den Fischdampfer, der von unten bis oben nach Heringen roch.

Frau von Dahlquist sah mit heimlicher Furcht den liebenswürdigen jungen Mann an, der mit solcher Gelassenheit über eine Viertelmillion verfügen konnte. Ihr Kinn geriet in zuckende Bewegungen. „Ich danke Ihnen sehr, mein Herr, denn Sie befreien mich aus einer großen Verlegenheit. Ich bedarf des Geldes sehr dringend — nicht um meinetwillen, denn ich stelle wenig Ansprüche mehr, aber ich habe zwei Söhne, die das Unglück hatten, im Kriege schwer verstümmelt zu werden: ihnen soll dies Geld die Grundlage für ein neues Leben sein."

Sie beugte sich zu Jan hin. Er sprang auf und drückte einen behutsamen Kuß auf die welke, leise duftende Greisinnenhand, die sich ihm mit hilflos wirkender Gebärde entgegenstreckte.

XXXII.

Auf seine Stellenangebote erhielt Jan im ganzen vierhundertsiebenundsechzig Bewerbungen. Diese genaue Zahl stellte Orpp fest, der jeden Brief sorgfältig mit einer Nummer versah. Die Papierflut, die Fülle der Lichtbilder, Lebensläufe und Zeugnisabschriften bedeckten zwei Tische.

Erlas Bewerbung trug die Nummer dreihundertsieben.

„Da haben wir sie!" schrie Orpp, als er den Brief geöffnet hatte.

Jan verlor bei diesem Ausruf, auf den er seit drei Stunden gewartet hatte, die Herrschaft über seine Hände. Sie begannen zu zittern, und sein Genick wurde plötzlich merkwürdig steif.

„Geben Sie her, Orpp! Was schreibt sie?"

Erlas Brief zeichnete sich vor allem durch Kürze aus. Er enthielt genau fünf Zeilen, aber diese fünf Zeilen nahmen die Hälfte des Bogens ein und mußten unbedingt auffallen. Auf die Beifügung eines „Lebenslaufes" hatte sie verzichtet.

„Sehr geehrter Herr!" schrieb sie. „Ihren Anforderungen entspreche ich durchaus. Auch Sie werden davon überzeugt sein, wenn Sie mit mir gesprochen haben. Schließen Sie deshalb unter keinen Umständen anderweitig ab, bevor Sie mich angehört haben! Es wäre Ihr Schaden ebenso wie der meine."

Jan schmunzelte. „Was sagen Sie dazu, Orpp?"

„Geschäftsmäßig ist das zwar nicht, aber auch nicht ungeschickt. Selbst, wenn wir nach diesem Brief nicht gesucht hätten, wäre er nicht übersehen worden. Und das war der Zweck der Übung. Kurz und bündig und selbstbewußt! Die Dame gefällt mir."

Es sah aus, als bezöge Jan dieses Lob auf sich. Er schwieg eine Weile und betrachtete, in sich versunken, Erlas großen, dicht aneinander gedrängten und deutlich lesbaren Namenszug. „Tja . . ." machte er dann gedankenvoll, „Erla Rickenbach . . . Er faltete den Briefbogen säuberlich zusammen und verwahrte ihn in seiner Tasche. Und nun schicken Sie das ganze Zeug da zurück, oder merken Sie sich wenigstens die eine oder andere Anschrift. An Fräulein Rickenbach aber senden Sie ein Telegramm . . ."

„Ein Rohrpostbrief wird genügen, lieber Fock! Telegramme sind immer auffällig."

„Gut! Einen Rohrpostbrief also! Morgen vormittag soll sie kommen, und zwar nicht hierher ins Hotel, sondern nach Wannsee. Ich will sie in meinen eigenen vier Wänden empfangen. Morgen ziehen wir um. Die alte Dame ist einverstanden und hat uns unsere Zimmer einräumen lassen. Finden Sie nicht, Orpp, daß sie wie eine Mutter zu mir ist? Und ich hab' mir Exzellenzen immer greulich vorgestellt!"

Pünktlich um zehn Uhr am anderen Vormittag brachte Joe Erlas Karte. Jan saß an dem kostbaren Ebenholzschreibtisch des verstorbenen Ministers und hatte die letzte Stunde damit verbracht, auf diese Besuchsanmeldung zu warten. Nun drehte er die Karte zwischen den Fingern und wußte nicht, ob das stürmische Herzklopfen der Freude oder der Furcht zuzuschreiben war.

„Ich lasse die Dame bitten!" sagte er so heiser und leise, daß der Diener ihn kaum verstand.

Dann war er wieder allein. Er stand steif wie eine Kerze hinter dem Schreibtisch, und in seinen Ohren knackte das Blut. Seine Augen waren blind, obwohl er sie weit aufgerissen hatte.

Als er nahende Schritte hörte, errang er noch einen letzten tiefen Atemzug. Plötzlich aber durchfuhr ihn die heiße Angst, Erla werde ihn wiedererkennen. Was sollte er dann tun, was antworten.

Es blieb keine Zeit mehr, darüber nachzudenken.

Ein kurzes leises Pochen, die Tür öffnete sich, und vor Jan stand die Dame, die er zum letzten Male in dem dämmrigen Schlafzimmer eines Hotels zu San Remo gesehen hatte. Er erkannte sie sogleich wieder. Um seinen Mund irrte ein beglücktes Lächeln und erlosch im gleichen Augenblick.

„Ich habe den Vorzug, mit Herrn Fock zu sprechen?" fragte Erla.

Wie hell ihre Stimme klang! Wie klar und sicher!

„Ja, Fräulein Rickenbach, ich heiße Fock."

Wie alltäglich sich dieses Wiedersehen abspielte! Jan verharrte noch immer steif und unbeweglich wie ein Standbild hinter dem Schreibtisch. Da trat Erla zögernd und verwundert über seine Erstarrung ein paar Schritte näher. Er besann sich endlich, ging um den Schreibtisch herum und reichte ihr die Hand.

Ihre Augen waren von einer unbestimmbaren Farbe und sahen jetzt — in dem gedämpften Licht des Zimmers — dunkelgrau aus. Unter ihrem hellen Filzhut wurde blondes Haar sichtbar. Die Winkel ihres ziemlich schmalen, aber schön gezeichneten Mundes waren in leichter Biegung aufwärts gekrümmt. Sie schien beständig zu lächeln. Sie war nur wenig kleiner als Jan und konnte ihm, ohne den Kopf zu heben, gerade in die Augen sehen.

Er hielt unentwegt ihre Hand in der seinen fest, und erst, als sie sie ihm entzog, bemerkte er, daß er sich verdächtig und ungeschickt benommen hatte. Er wurde noch verwirrter und wies stumm auf den hohen Lehnstuhl, der neben dem Schreibtisch stand. Vorsorglich hatte er den Stuhl vorhin so gestellt, daß sie nun im Licht saß. Er konnte sie bequem betrachten.

Um Zeit zu gewinnen und sich sammeln zu können, ließ er sich umständlich nieder, tat, als habe er in den Papieren, die vor ihm lagen, etwas zu suchen und zu ordnen, und währenddessen fühlte er Erlas Blicke beständig auf sich gerichtet. Unter einer wichtigen und kühl geschäftsmäßigen Miene versuchte er seine Befangenheit zu verbergen.

Warum ist er nur so merkwürdig verlegen? dachte Erla. Warum kommt er mit seinen Händen nicht zur Ruhe? Er sieht doch gar nicht nervös aus!

Sie fand es schwierig ,ihn in eine bestimmte Berufsklasse unterzubringen. Eigentlich sah er aus wie ein Seemann, und er paßte auch gar nicht — trotz seiner sorgfältigen Kleidung — in diese Wannseevilla und zwischen diese alten ehrwürdigen Möbel. Erla wurde nicht recht klug aus ihm, und dies war um so verwunderlicher, als sein verwettertes, braungebranntes Gesicht von jungenhafter Offenheit war. Er gefiel ihr, daran gab es keinen Zweifel, und sie konnte sich recht gut vorstellen, daß es sich ganz angenehm mit ihm arbeiten ließ.

„Nun ja," sagte Jan endlich und hatte noch immer keine Ahnung, wie er beginnen sollte. Er griff nach dem Achatbrieföffner und spielte damit. „Sie suchen also Arbeit?"

Erla lächelte freundlich. „Was aus meinem Brief wohl bereits deutlich hervorgeht. Haben Sie ihn nicht gelesen?"

„Doch! Selbstverständlich!" Er besann sich der Rolle, die er spielen mußte und fragte geschäftsmäßig: „Haben Sie Zeugnisse?"

„Leider nicht. Ich befinde mich augenblicklich noch in ungekündigter Stellung."

„Und Sie wollen Ihre Stellung aufgeben?"

„Ja."

„Darf ich fragen, aus welchem Grunde?"

Jetzt war die Reihe an ihr, verwirrt zu werden, und Jan, der sie mit wachsamen Augen betrachtete, kam zu der Überzeugung, daß sie nicht die Geliebte des Grafen Arkany war.

„Ich will mehr verdienen, Herr Fock."

„Welches Gehalt beziehen Sie?"

„Dreihundert Mark. Das heißt . . . ich würde auch hier keine größeren Ansprüche stellen, wenn . . . falls . . ." Und nun geriet sie völlig ins Stocken.

Jan Fock sagte ruhig: „Sie dürfen mir getrost die Wahrheit sagen, Fräulein Rickenbach!"

Sie hob den Kopf und sah ihn an. Er lächelte, und sie gewann Vertrauen zu ihm. „Gut! Die Wahrheit also ist, daß ich in meiner jetzigen Stellung persönliche Schwierigkeiten zu fürchten habe, unangenehme und peinliche Dinge, denen ich mich entziehen will, und die mit Geschäftlichem nichts zu tun haben."

Wäre Erla ein wenig besonnener gewesen, so hätte ihr auffallen müssen, daß Jan Fock ihre dunklen Andeutungen so überraschend schnell zu verstehen und zu würdigen schien. Er nickte sehr befriedigt und hatte nun die Ruhe seines Herzens wiedergefunden: Erla entzog sich dem Grafen Arkany! Sie liebte ihn nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Sein neuester Trick.

Skizze von **Reinhold Eichacker.**

Im Palasthotel war Hochsaison, Betrieb. Ausgewählte Gesellschaft. Politiker, Industrielle, Weltbummler, Exoten. Leute, die nichts zu tun hatten, als Geld auszugeben, und Leute, die Geld haben wollten, um nichts mehr zu tun. Der lustigste Stammtisch war der in der Diele. Das kam durch Tom Sailer. Einen prächtigeren Gesellschafter gab es ja nicht. Stets mit neuem Ulk bis zum Hals vollgestopft. Über jeden Menschen wußte der Junge Bescheid. Jeden kannte er selbst. Wußte Anekdoten von ihm und pikante Geschichten, bei denen man sich totlachen konnte. Auch die Hotelgäste kannte er alle. Zum Beispiel war kürzlich ein Neuer gekommen. Fred Fitzgerald schrieb er sich ins Hotelbuch. Er saß stets allein, mied die laute Gesellschaft, war kühl, zurückhaltend, vornehm, Gast erster Klasse. Gerade dadurch erregte er größtes Interesse.

„Ich hätte ihn für einen Grafen gehalten", seufzte Maud Efferson in Sailers Ohr. „Er ist ja so fabelhaft schick und so vornehm. Es ist zu dumm, daß er immer allein bleibt."

„Mann sieht gut aus", brummte Großkaufmann Goldfield, den Fremden taxierend. „Hat Geld, wie mir scheint. Trinkt nur Sekt, wie ich sehe."

Nach drei Tagen hatte Tom Sailer schon alles heraus. Der ganze Tisch steckte die Köpfe zusammen, als Tom endlich los legte mit seiner Kenntnis. Die Sache war diesmal auch riesig romantisch, ganz außergewöhnlich.

„Der Mann heißt nicht Fitzgerald", sagte Tom Sailer. „Er heißt Prinz Racotzky."

„Ich hab's doch geahnt!" rief Miß Efferson erglühend.

„Ja. Hem." — Tom sah schnell zu dem Fremden hinüber, der wieder beim Sekt saß. „Der Prinz ist ein Krösus, ein Nabob" — die Fremdwörter machten den nötigen Eindruck — „märchenhaft reich. Aber menschenscheu. Leider. Er wurde stets ausgenutzt in seiner Güte. Enttäuscht durch das Leben. Er kann halt nicht nein sagen. Auch nicht bei Frauen. Unglaublich, w i e er stets die Frauen verwöhnt hat. Er war ein Verschwender. Nun wittert er stets Feinde, die ihn schröpfen wollen. Und kann doch nicht leben, wenn er nicht geliebt wird. Es ist wirklich tragisch!

In Tom Sailers Auge stand still eine Träne, die er heimlich fortstrich, so heimlich, daß jeder die Träne bemerkte.

„Ein guter Kerl ist er, der Sailer", bemerkte Goldfield zu seinem Nachbarn. „Nur etwas zu weich. Viel zu weich für die Jetztzeit."

Tom Sailer fuhr fort, als er sich gefaßt hatte. „Seitdem reist er unter fremdem Namen. Damit keiner weiß, daß er wirklich ein Prinz ist. Ein Spleen, zweifellos. Hat es sich in den Kopf gesetzt, Leute zu suchen, die ihm ihre Uneigennützigkeit schlagend beweisen. Durch irgend etwas. Närrisch, was, solchen Prinzen? Und heiraten will er. Ganz gleich, welches Mädchen. Hübsch, lieb muß die Frau sein und ihm zeigen, daß sie diesen Fitzgerald, den er spielt, mehr liebt als alles. Mehr als ihren Schmuck, ihr Vermögen, als alles. Die Leute, die das machten, wären versorgt für ihr Leben. Sie würden Millionen an dem Mann verdienen. Doch wer wird so selbstlos sein, wie er sich's ausdenkt? Man müßte ihm ja sein Vermögen aufdrängen. Sonst glaubt er es doch nicht. Der Fall ist zu trostlos!"

Der ganze Tisch saß plötzlich tief in Gedanken. Und saß auch noch schweigend, als Tom Sailer fort schlich. — — —

Der Kriminalkommissar blickte wild auf die Runde der Gäste, die tobten und schrien und sich um ihn drängten. „Ruhe!" brüllte er wütend und trat dicht vor Fitzgerald, der lächelnd dastand. „Ihr Papiere sind richtig, mein Herr. Sie heißen Fred Fitzgerald. Wie konnten Sie sich da als Prinzen ausgeben?"

Fred Fitzgerald grinste. „Ich habe den Leuten da zehnmal gesagt, daß ich Fitzgerald heiße. Sie schmunzelten immer."

„Wem gegenüber hat er sich als Prinzen ausgegeben?" Der Kommissar wandte sich an die Gesellschaft. Es trat keiner vor. Man war sichtlich verlegen. „Sie haben einen ganzen Koffer voll Schmucksachen in Ihrem Zimmer. Es ist ja, als ob Sie die halbe Welt ausgeraubt hätten. Vor allem die Damen."

„Ich hab' nichts mehr anzuziehen!" klagte Miß Thomson. Die anderen schrien wild durcheinander. „Mein kostbares Armband — mein Ring — meine Kette!" — Fred Fitzgerald grinste.

„Ich weiß nicht, weshalb alle Welt mich beschenkte, mir Liebes tun wollte. Ich dachte selbst oft, dies Hotel sei ein Tollhaus. Man hat sich mir aufgedrängt. Konnte ich's hindern?"

Der Kommissar blitzte. „Und das wollen Sie alles g e s c h e n k t bekommen haben, Herr, — wie?!"

Fred Fitzgerald griff langsam in seine Tasche und reichte dem Kommissar ein Paket Zettel. „Bitte, wollen Sie sich überzeugen! Man gab es mir schriftlich." —

Nach kaum einer Stunde verließ Fitzgerald im Triumph das Arresthaus. Den Koffer mit Schmucksachen in seiner Rechten. — Nur hinter ihm tobte noch immer die Hölle.

„Ich kann doch nichts machen —" erklärte der Kommissar immer von neuem. „Ist alles in Ordnung, Papiere und Schenkung. Sie hätten sich ihm halt nicht aufdrängen sollen. Ich kann's nicht erstehen, — das sage ich ehrlich."

„Aber Tom Sailer, der uns die Geschichte von diesem Prinzen, der keiner war, vorlog?!" schrie Goldfield wütend. Der Kommissar bog sich.

„Ist nicht mehr zu finden. Würde auch gar nichts nützen. Er gab seine Auskunft ja ganz unverbindlich. Er konnte sich irren." —

„Siehst du, Junge", sagte Fred Fitzgerald, als er mit Sailer zum Hafen hinausfuhr, „klauen kann jeder, — und Prinz spielen wollen. Aber das Prinzsein verleugnen und ehrlich verdienen, — sowas will gelernt sein!"

Die Nachtwache.

Skizze von **Kurt Bock.**

Nein, keineswegs reiste Johann Sebastian Bach, wie es altväterische Historie uns einreden will, mit der beschaulichen Ruhe des würdigen Alters und der wohligen Vorfreude einer sicheren Künstlerschaft oder gar „in dankbarer Folgschaft eines ehrenvollen Rufes" aus seinem warmen, quicklebendigen Leipziger Kantors-Heim nach Schloß Sanssouci, — nein: Bach hockte mit einem ehrlichen, dicken, rundgeblähten Zorn in seiner unbequemen Postchaise und murrte weidlich in sich hinein über diesen unsinnigen, gewalttätigen Befehl eines Machthabers, der ihn durch Androhung einer Husaren-Eskorte über die sächsische Grenze nach Preußen holte, nur um sich für etzliche Abendmusiken eine genehme Abwechslung nach all den seichten Sarabanden und Arien zu verschaffen. Insbesondere aber mußte ja der alte Kantor ergrimmen ob solcher Zumutung, da er all sein Lebtag die Kunst einzig und allein dem Dienste des Höchsten gewidmet hatte, nimmer aber guten Herzens sie der verrufen-freigeistigen Geselligkeit dieses Fürsten würde leihen können.

So fuhr er nun durch den grau verhangenen Abend einer widrigen Pflicht entgegen und überlegte unwillig nur noch, wie er für seinen Sohn Emanuel, der im Orchester jenes Hofes beamtet war, allen Schaden vermiede.

Regen knöchelte auf das mürbe Lederdach und stäubte kalt herein, so daß der Kantor sich gleich an das offene Kaminfeuer begab, als der Postwagen an einem einsamen Gasthofe hielt, um erst in kommender Frühe mit gewechselten Pferden die Reise zu beenden.

Bach zog sich fröstelnd den Mantelkragen fest um die Schultern, starrte müde in die Flammen . . .

Und horchte auf.

Aus dem Nebenraume, durch die Fugen der dünnen Lattenwand, drangen die leisen, feinen Töne einer Okarina, fast nur geflüsterte Flötenkadenzen, nun wehmütige Klage, jetzt wieder sommerlich frohe Liedlein, deren Melodien aber zerdehnt wurden zu traumsüßen Schlafgesängen.

Bach sah verwundert, gebannt auf und blickte unversehens in die tränentiefen Augen eines jungen Mannes, der neben ihm am Kamin sich fest an die Bretterwand lehnte und sichtbarlich mit jeder Faser seines Wesens jeden Laut in sich trank als einen Kelch unfaßlichen Leides. Denn schon als Bach nur wenig und wortlos seine Hand mitleidig anrührte, fiel ihm jener mit einem erstickten Wehlaut zu und erklärte ihm mit Gebärden mehr denn mit seiner seltsamen deutsch-italienischen Mischsprache, daß dort drinnen sein Kind auf den Tod krank läge und daß seine Frau die schweren Fieber mit all den Liedern, die das Kind so arg liebe, bekämpfe; seit vielen Stunden schon; und daß sie auf dem Heimweg nach Mailand seien, nachdem sie sich im Norden genug erspart durch Bauhandwerk und Steinmetzarbeit.

Durch die Bretter kamen die linden, weichen Weisen, schwer von der Liebe und der mütterlichen Zuversicht, vermischt mit dem heiseren Atem eines geschüttelten Körpers und den fahrigen Schlägen willenloser Händchen, die im Dunkel der Kammer und der Krankheit umher griffen nach irgend welchem Lebenshalt.

Und der Vater und Johann Sebastian Bach saßen Schulter an Schulter gepreßt und beteten stumm in sich hinein, — jeder nach der Weise seiner Kirche, seines Landes, seiner Vorfahren.

Der Wirt, der Bach ein Bett zu weisen kam, blieb unbeachtet, das Nachtmahl unberührt.

Die Töne nebenan wurden allgemach zarter, inniger, gleichsam silbriger und himmlisch. Und als eben die Dämmerung eines klaren Morgens durch die Fenster tastete, verstummte die Okarina in einem lang verschwebenden Hauch.

Die Männer starrten sich an. Starrten sich an aus qualgekerbtem Antlitz. —

Dann erhob sich Bach, öffnete sehr behutsam die Tür und sah die schlafende Mutter mit dem unbeschreiblichen Lächeln neben ihrem ruhigen, sichtlich der Gesundheit fest entgegen atmenden Kinde liegen.

Tränen stürzten ihm nieder, als er den Freund dieser Nacht verließ.

Im sonnenhellen Morgen, auf der Fahrt durch die feierliche Frühe jedoch ward ihm offenbar als die Frucht der leidvollen Stunden, daß Kunst mehr als nur die Andacht zum Höchsten und Demut und Dank sei, nämlich auch Kampf und Heilkraft wider Unrast, Zorn, Leid und alle Gebresten der Seele, — daß somit dem Diener der edlen Musika auferleget sei, nicht allein dem Herrgott zu lobsingen, sondern weitmehr dem Menschenbruder hilfreich beizustehen als ein würdiger Seelsorger des Ärmsten aus dem Volke wie des Königs, so sie der Tröstung verlangend sind in ihren verborgenen Nöten.

Sattsam bekannt ist, welche Ehre Johann Sebastian in Sanssouci zuteil ward und mit welch unvergleichlicher Kunst er das königliche Herz aufs Menschlichste ergriff. Nicht überliefert hingegen ist das tiefe Erstaunen der preußischen Musiker über des Meisters Spiel, in dem sich um das königliche Fugen-Thema b-a-c-h seltsame, mannigfache Anklänge aus dem Volksgut altitalienischer Lieder rankten, — vertraute liebe Gesänge von betörender, weltpolitischer Freudigkeit.



Bunte Chronik



* **Ein Fahrstuhl auf der Cheopspyramide?** Geschäftstüchtige Unternehmer in Kairo planen eine Art Aufzug oder Fahrstuhl zur Spitze der sogenannten Großen oder Cheopspyramide zu bauen, um den unzähligen Besuchern die Besteigung des Riesenbauwerks zu erleichtern. Zu ihrer großen Entrüstung hat die ägyptische Regierung dem Projekt die Genehmigung versagt. Dieser Beschluß kann nur begrüßt werden. Zwar blieb von der Ehrfurcht erweckenden, erhabenen Einsamkeit der Pyramiden heute wenig mehr übrig, und es ist schon fast unmöglich, diese Zeugen einer großen Vergangenheit in Ruhe und Andacht zu besuchen. Nach Einrichtung des Aufzuges würde sich aber der „Verkehr" zur Spitze hinauf in einer geradezu unerträglichen Weise heben. Es ist gewiß bedauerlich, daß bei einer Besteigung der Großen Pyramide so außerordentliche Beschwerlichkeiten und unter Umständen sogar Gefahren zu überwinden sind und daher mancher auf den wunderbaren Ausblick von ihrer Spitze auf das Niltal und die Lybische Wüste verzichten muß.

*

* **Eine „Geldmaschine".** Weit verbreitet ist immer noch die Ansicht, daß die Bewohner der Vereinigten Staaten in geschäftlichen Dingen die Klugheit mit Löffeln gegessen hätten. Diese Auffassung stützt sich auf die großen Erfolge, die zahlreiche Geschäftsleute dort zu erringen verstanden. Gerade das ist aber ein Beweis dafür, daß einer verhältnismäßig dünnen Schicht Geriffener die große Masse der Dummen gegenüber steht, die denn auch von jenen rücksichtslos ausgebeutet wird. Dabei findet auch der gröbste Schwindel Glauben, wenn man dem armen Opfer nur mühelosen, reichlichen Verdienst verspricht. So brachte es Assaid Schibley aus Green Bai in Wisconsin fertig, eine „Geldmaschine" zu verkaufen. Es war ein Apparat, in dem man beispielsweise 2000 Dollar einlegte und nach mehreren Stunden durch Drehen an einer Kurbel 3000 herausbekommen sollte. Für kleinere Summen lohnte es sich nicht. Das Einlegen besorgte Schibley selbst, das Drehen war Sache der vertrauensvollen Käufer. Selbstverständlich kamen keine 3000 Dollar hervor, ja nicht einmal das Anlagekapital, sondern nur ein einziger lumpiger Dollar. Herr Schibley aber hatte in den sechs Stunden, die der Apparat zur Umwandlung der 2000 in 3000 Dollar brauchte, Zeit genug gehabt, das Weite zu suchen.

*

* **Die Riesenpastete von Denby Dale.** Das englische Städtchen Denby Dale rüstet sich wieder einmal zur Bereitung einer seiner berühmt gewordenen Riesenpasteten, die etwa einmal in jedem Jahrzehnt die Aufmerksamkeit ganz Englands auf den kleinen Ort lenken. Man ist jetzt dabei, die Schüssel, welche die Pastete aufnehmen soll, aus heimischem Ton zu brennen. Das Riesengefäß erhält eine Länge von fünf Metern, eine Breite von 1⅓ Metern und 45 Zentimeter Tiefe. Die Pastete selbst wird in einem eigens zu diesem Zweck in einer alten Mühle angelegten Ziegelofen gebacken, am 4. August zerteilt und in Portionen zum Preise von je 2,50 Mark an Liebhaber verkauft werden. Der Erlös fließt in die Kasse des Bezirkskrankenhauses. Man rechnet damit, daß etwa zehntausend Personen sich an dem Verzehren des Riesengerichts beteiligen werden. Als die letzte Denby Dale-Pastete gebacken wurde, zählte man in dem kleinen Städtchen von kaum 1500 Einwohnern nicht weniger als sechzigtausend Besucher, die von allen Seiten herbei geeilt waren, um das berühmte Meisterwerk der Kochkunst wenigstens zu sehen, wenn es ihnen nicht vergönnt sein sollte, einen Teil davon zu erwischen. — Beim vorletzten Male gab es übrigens eine große Enttäuschung. Aus unbekannten Gründen war die Pastete völlig mißraten. Sie wurde zu einem nahen Gehölz gefahren und dort durch ungelöschten Kalk vernichtet.

*

* **Das Auto als Zahnarzt.** In einem kleinen Städtchen in der Nähe von Springfield (Ohio) lebt ein Zahnarzt, oder vielmehr Zahntechniker, der seinen Beruf schlecht und recht, aber anscheinend mehr das erstere als das letztere ausübt und noch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem bei uns heute so ziemlich ausgestorbenen „Dorfbader" zu haben scheint, der ja auch neben seiner haarkünstlerischen Berufsausübung und der Pflege seiner hühneraugenbehafteten Patienten sich auch als „Zahnarzt" zu betätigen pflegt. Auch dieser brave amerikanische Dentist geht den Berichten nach unter Umständen ziemlich drastisch vor und seine Hilfsmittel sind etwas primitiv. So hatte er dieser Tage einen biederen Farmer von hünenhafter Statur als Patienten, dem er einen Zahn ziehen sollte. Dieser Zahn war nun der übrigen Körperbeschaffenheit seines Eigentümers angepaßt, und alle Versuche des schmächtigen Zahnkünstlers, ihn zu entfernen, schlugen fehl. Da griff dieser in seiner Verzweiflung zu einem originellen Mittel. Eine Drahtschlinge wurde um die stattliche Zahnruine gelegt und ihr anderes Ende an der Hinterachse eines Autos befestigt, das sich auf ein gegebenes Zeichen hin in Bewegung setzte. Natürlich war der Zahn nun „draußen", aber leider war der Patient eine Strecke mitgeschleift worden und hatte sich den Arm gebrochen, und eine Schadenersatzklage gegen den allzu findigen Heilkundigen bildete den Schluß der Geschichte.

*

* **Seit wann kennen wir das Mahagoniholz?** Wenn auch das schöne, rötlichbraune Mahagoniholz, das noch in der vorigen Generation als das vornehmste Material für Möbel aller Art galt, eine Zeitlang durch andere Edelholzarten etwas verdrängt wurde, so macht sich doch namentlich in neuester Zeit wieder eine wachsende Vorliebe für seine Verwendung bemerkbar. Da ist es vielleicht von Interesse, sich einmal die Geschichte seines ersten Erscheinens in Europa wieder ins Gedächtnis zu rufen. Die erste Bekanntschaft mit dieser außerordentlich dauerhaften Holzart machte natürlich ein seefahrendes Volk, nämlich die Engländer, und zwar war es Sir Walter Raleigh, der unweit der Insel Trinidad mit seiner Flotte in einen Wirbelsturm geriet und, da kein anderes Material zur Hand war, seine arg beschädigten Schiffe mit diesem Holze, das die Eingeborenen in Massen herbeischleppten, ausbessern ließ. Das war im Jahre 1585; nach Europa selbst aber kam das Mahagoniholz erst im Jahre 1724. Seine Verwendung bei der Möbelherstellung war eigentlich eine Zufallangelegenheit. Ein von Trinidad kommender Seefahrer hatte einige Balken davon als Ballast mitgebracht, aber in England angekommen, wollte ihm niemand das Holz abkaufen, da die Zimmerleute es als viel zu hart und schwer zu bearbeiten für den Schiffsbau verwarfen. So lagen die edlen Hölzer monatelang im Hafen; zuletzt erstand sie ein Arzt namens Gibton um ein Spottgeld und ließ daraus einige Möbelstücke für die Aussteuer seiner Tochter anfertigen. Diese Tochter heiratete später einen hohen Hofbeamten, und so sah eines Tages die Herzogin von Buckingham die aus fremdartigem Material gefertigten Schränke in den Räumen des Paares. Sie gefielen ihr so gut, daß sie nicht nur für sich selber die gleichen anzufertigen befahl, sondern auch der Königin davon Mitteilung machte. Nun dauerte es nicht lange mehr, und die aus dem einst so verachteten Material angefertigten Möbel galten als die neueste Mode und die kostbarsten Luxusartikel. Übrigens ist auch heute noch das Mahagoni so teuer, daß man es lediglich als Auflage für die Möbel benutzt. Die Bezeichnung „echt Mahagoni" bezieht sich in den allermeisten Fällen lediglich auf diese Auflageschicht, auch Fournier genannt, und je nach der Qualität und Stärke dieser Auflageschicht richtet sich der Wert und die Dauerhaftigkeit des Möbels.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.